

Daniel Goldstein

Sprache im Gros und im Detail (III)

Weitere «Sprachlupen»
(ab November 2021)

Sprachlust

Neuhausweg 1
CH-3063 Ittigen
sprachlust.ch

Vorwort (als «Sprachlupe» Nr. 310 am 18. 12. 2021 erschienen)

Nicht mehr auf Papier – und ja nicht papieren!

[Band I](#) (2009–2015) und [Band II](#) (2015–2021) enthalten zusammen 306 «Sprachlupen», die zuvor in der Berner Tageszeitung «Der Bund» erschienen sind. Für diese war ich ab 1973 bis zu meiner Pensionierung als Auslandskorrespondent und Redaktor tätig, danach eben als Sprachkolumnist. Ausser auf meinem eigenen Netzplatz [Sprachlust](#) werden die «Sprachlupen» seit 2011 auch auf der Plattform [Infosperber](#) verbreitet. Der vorliegende Band enthält die allein noch online publizierten Kolumnen ab November 2021.

Einige Grundgedanken zu den Zeitungskolumnen habe ich in den Vorworten zu den genannten Sammelbänden dargelegt. Sofern die «Sprachlupen» auf Papier je auch im übertragenen Sinn papieren waren: Vom vorgegebenen Kolumnen-Format befreit, sollen sie es erst recht nicht sein, vielmehr frei von der Leber weg fliessen – der Leber eines Lesers, wie ich ja selber auch einer bin. Deshalb versuche ich beim Schreiben, die Brille des Empfängers aufzusetzen (ohne Ansehen des Geschlechts).

Dazu halte ich mich an ein Rezept, das ich trotz seiner Banalität gern weitergebe: Ich überlege mir, was ich sagen will, und dann – sage ich es. Nach meiner Erfahrung als Leser (und als Schreibcoach) gehen längst nicht alle beim Schreiben so vor: Allzu oft schalten sie einen Zwischenschritt ein und fragen sich, wie «man» ihren Gedanken denn auszudrücken pflege – je nachdem in gehobener, amtlicher, wissenschaftlicher oder sonst einer Ausdrucksweise. Und schon sind die papierenen Sätze da, oft verschachtelt und mit Substantivierungen gespickt: «Die Aneignung des Vorgelegten ist den Lesenden, wenn ihre Interessenlage entsprechende Bemühungen rechtfertigt, gegebenenfalls durch mehrfache Lektüre zuzumuten.»

Anders gesagt: «Wer sich dafür interessiert, soll meinen Text so oft lesen, bis er drauskommt.» Das aber ist eben gerade nicht zumutbar: Die Sätze sollen auf Anhieb verständlich sein. Dazu braucht es keine aufgesetzt saloppe Schreibweise wie: «Bock auf

Lesen? Hau rein, hier schreibt der Kumpell!» Was es aber braucht, ist eine Vorstellung davon, wen man ansprechen will. In meinem Redaktorenleben hörte (oder sagte) ich oft: «Der Leser will ...» – als ob wir das so genau gewusst hätten. In einem frühen, aber sexistischen Anflug von Genderbewusstsein pflegte ein Kollege zu mahnen: «Denk daran, das Liseli Müller von der Langstrasse muss das auch verstehen können.»

Nun kenne ich dieses fiktive Liseli so wenig wie sonst einen anonymen Leser. Ich stelle mir indessen vor, dass niemand die «Sprachlupe» liest, dem ich zuerst erklären müsste, was ein Substantiv ist. Wer aber Interesse und Grundkenntnisse mitbringt, soll meine Texte möglichst leicht verstehen können. Und deshalb ist das, was ich sagen will und daher hinschreibe, selten die definitive Fassung. Die Gedanken stehen zuerst so auf dem Bildschirm, dass ich selber drauskomme. Dann müssen sie so geordnet werden, dass auch andere eine Chance haben, ihnen zu folgen. Und zuletzt müssen die Sätze so vereinfacht werden, dass der Sinn erhalten bleibt und sich erschliesst, ohne dass er mühsam herausgeklaut werden muss.

Hat's geklappt? Wenn nicht, ob hier oder in einer anderen «Sprachlupe»: Bitte sagen Sie es mir!

Daniel Goldstein
dg@sprachlust.ch

Wie mir 1987 das Schreiben am Computer vorkam, steht im [Anhang 1](#).

Unter sprachlust.ch/Wer sind Möglichkeiten angegeben, auf den Plattformen [E-Helvetica](#) und [Issuu](#) meine E-Bücher zu lesen oder als PDF herunterzuladen. Stichwortsuche und Links funktionieren nur im PDF und bei Issuu.

Führt ein Link (in diesem Buch oder anderswo) nicht zum Ziel, so hilft möglicherweise [Mementoweb](#) oder [Archive.org](#): dort im Suchfenster die im Link enthaltene Web-Adresse (URL) eingeben.

Nr.	Inhalt	
307	Der journalistische Imperativ	5
308	Eigenverantwortung, zu Dummheit mutiert	6
309	Weltläufigkeit <i>in the hinterland</i>	8
310	Ohne Papier – und ja nicht papieren! (= Vorwort)	2
311	Aus frisch gehobenem Wort-Schatz: «flubbern»	10
312	Gerecht fürs Geschlecht, schlecht und recht	12
313	Tickt und tockt eine ganze Generation gleich?	14
314	Grussgraben – ein Fall für die Meinungsforschung	16
315	Es lohnt sich, Putins Rede zu lesen	17
316	Die Geschichte und der Konjunktiv	20
317	«Collateral»: nicht Schäden, sondern Menschen	22
318	Tempo Twitter ist gefährlich wie Tempo Teufel	23
319	Hoffen auf Vernunft, hüben und drüben	25
320	Vernunft, Wahnsinn und das Völkerrecht	27
321	Gebt mir eine (deutsche) Pause!	29
322	Die geschlechtervereinenden Arbeitgebenden	31
323	Schreckmümpfeli im Mundart-Schlaraffenland	33
324	Im Korsett der Korrektheit	37
325	Selbsternannte Prügelknaben und Lachnummern	39
326	Na dann Prost und guten Appetit!	41
327	Diese Gerechtigkeit hat seinen Preis	43

307: Infosperber, 6. 11. 2021

Der journalistische Imperativ

Mit wohlthuender Zurückhaltung legte uns Radio SRF im Oktober nahe, «warum uns die asymmetrische Organokatalyse interessieren sollte» – nämlich nicht nur, weil es dafür den Nobelpreis gab, sondern auch, weil dadurch die chemische Industrie leistungsfähiger und umweltfreundlicher werden könne.

Da stimmt die Chemie zwischen «uns» einigermassen, einmal abgesehen davon, dass es mich schon stört, wenn ein Medium mittels «wir» sein [Publikum vereinnahmt](#). Aber weil die preisgekrönte Forschung diese Zwangsgemeinschaft nur «interessieren sollte» und nicht «muss», ist die Vereinnahmung diesmal einigermaßen erträglich.

Berner Kopfblätter mit Köpfchen

Da haben «wir» uns schon ganz anderen Zumutungen ausgesetzt gesehen, oft in direkter Anrede und im strammen Befehlstön: «Was Sie über Kryptowährungen wissen müssen» – «Das müssen Ungeimpfte wissen» – «Was Sie über die Pandora Papers wissen müssen» – «Was Sie über die neuen Zertifikate auf der Grundlage eines Antikörper-Tests wissen müssen» – «Das müssen Sie zum Ende der Gratistests wissen.»

Das alles und noch viel mehr liess sich innert weniger Wochen sammeln. Wegen der willkürlichen Auswahl und weil die «Sprachlupe» kein Pranger sein soll, werden die Quellen nicht genannt. Mit einer Ausnahme, weil damit ein Lob verbunden ist: Das letzte Beispiel stammt aus den Tamedia-Zeitungen in den grossen Städten und dem Züribiet. Draussen im Bernbiet jedoch, wo man noch weiss, was sich gehört, da hiess es: «Das sollten Sie zum Ende der Gratistests wissen». Am andern Ende der Höflichkeitsskala stand der Lockbrief eines deutschen Online-Kiosks: «Das musst du zum Axel-Springer-Skandal wissen.»

Aufdringlich, aber nicht unausweichlich

Dass der journalistische Imperativ grassiert, hat auch mit der Pandemie zu tun. Da empfiehlt es sich ja, Bescheid zu wissen. Freilich ist fraglich, ob die aufdringlichsten Quellen auch die besten sind. Dass Medien mit Ratschlägen aufwarten, ist indes nicht neu. Den Anfang machten wohl illustrierte Hefte. Unter dem Motto «news you can use» breitete sich das Ratgeber-Angebot in Publikationen aus, deren Hauptgeschäft die Aktualität und ihre Einordnung ist. Dazu gehören auch Antworten auf die Frage «was bedeutet es für mich?». Dringend auf Aufmerksamkeit angewiesen, erklären heutige Medien ihre Angebote gern zum Muss-Wissen. Das müssen wir uns nicht bieten lassen: Wir dürfen weiterblättern, -zappen oder -klicken.

308: Infosperber, 20. 11. 2021

Eigenverantwortung, zu Dummheit mutiert

Eigenverantwortung – wer könnte denn dagegen sein? Für sein eigenes Tun und Lassen verantwortlich zu sein, ist doch eine wesentliche Grundlage jedes zivilisierten Zusammenlebens. Und eine unabdingbare Voraussetzung für ein von unten nach oben aufgebautes Staatswesen wie die Schweiz: «Im Hause muss beginnen, was leuchten soll im Vaterland.»

Das Gotthelf-Wort nimmt das Subsidiaritätsprinzip vorweg, das hierzulande für die politischen Zuständigkeiten gilt: Was Einzelne besorgen können, sollen sie nicht vom Staat erwarten – und wo es diesen braucht, soll er möglichst nah am «Hause» agieren, zunächst in der Gemeinde, wenn nötig im Kanton, wenn unerlässlich im Bundesstaat oder gar international. Eigenverantwortung hochzuhalten, ist demnach für die Schweiz so selbstverständlich wie für die USA «Mutterschaft und Apfelkuchen». Die Redensart weist indes auch darauf hin, dass derlei Bekenntnisse ins Banale ableiten können.

Buchautorin befindet: «Blödsinn»

Auszuhandeln, wo es über die Eigenverantwortung hinaus staatliche Regelungen braucht und auf welcher Stufe, ist eine Daueraufgabe der Politik. In jüngerer Zeit ist «Eigenverantwortung» auch zum billigen Schlagwort für «weniger Staat» geworden, ganz besonders beim Umgang mit der Pandemie.

Absolut gesetzte Eigenverantwortung kann sogar als Synonym für Dummheit verstanden werden. So tat es die Psychiaterin Heidi Kastner, Autorin des Buchs «Dummheit», im Gespräch mit der «SonntagsZeitung» (7.11.2021): «Das zentrale Merkmal von dummen Leuten ist, dass sie ausschliesslich die eigene Position priorisieren und alles andere ignorieren. Das sieht man auch in dieser Corona-Pandemie, wo die Leute sagen: «Ich bleibe ganz bei mir.» Da ist ständig von Eigenverantwortung die Rede. (Das heisst: Ich schaue nur für mich selbst und nicht für die anderen. Das kann nur funktionieren, wenn ich als Eremit irgendwo völlig isoliert in einer Höhle lebe. Dann (...) bin ich für mich verantwortlich und für keinen anderen. Aber sobald ich in einen grösseren sozialen Kontext eingebettet bin, ist dieses Unwort der Eigenverantwortung einfach ein völliger Blödsinn. Die Corona-Pandemie ist unglaublich ergiebig für das Thema Dummheit.»

Rücksicht verklebt

Auch wenn mir Kastners Logik einleuchtete, sträubte ich mich gegen diesen jähen Wandel von der Staatsmaxime zum «völligen Blödsinn». Ich liess mir noch einfallen, recht verständene Eigenverantwortung werde eben nie absolut gesetzt, vielmehr wie die Freiheit dort begrenzt, wo die Freiheit bzw. Eigenverantwortung der andern beginnt. Doch dann erschlug mich der Kampfprud «Gefährliche Covid-Verschärfung NEIN» – als Aufkleber, der eine ganze Auto-Rückscheibe einnahm. Stimmen wir denn nächstens darüber ab, ob sich die Pandemie verschärfen darf? So dumm, das zu meinen, war wohl nicht einmal, wer sich die Rücksicht verklebt hatte. Aber vielleicht so durchtrieben, Leute zur Nein-

Stimme zu verlocken, weil sie doch Covid eindämmen möchten. Dass mit «Covid-Verschärfung» nicht die Seuche, sondern das Gesetz gegen diese gemeint war, stellten immerhin Inserate mit der gleichen Schlagzeile klar. Die angebliche «Verschärfung» umfasst erweiterte Finanzhilfen, mehr Tests (teils gratis) und das Zertifikat. Selbst dieses kann man auch als Erleichterung sehen – für Leute, die damit an sonst gesperrte Orte dürfen.

309: Infosperber, 4. 12. 2021

Weltläufigkeit *in the hinterland*

Ein Trip ins Ausland wird schwierig – aber wenn Sie internationale Sprachluft schnuppern wollen, geht das easy: Halten Sie Augen und Ohren offen, und Sie vernehmen asap mit Englisch gespicktes Deutsch. Ich meine nun nicht die – zuweilen nützlichen – Fremdwörter, die allmählich heimisch werden, sondern original englische Fetzen, die in den Sprachfluss geworfen werden. Dies nicht nur mündlich, sondern auch geschrieben, wie in folgenden Beispielen, die alle aus hiesigen Medien stammen. Da soll ein Politiker über den «‹krassesten Abstimmungskampf› ever» geredet haben. Da im Bericht «ever» nicht in Anführungszeichen stand, dürfen wir vermuten, er habe «je» oder «bisher» gesagt und der englische Splitter sei ihm nur unterschoben worden.

Also wird der Mann von uns auch nicht «geshitzt» stormt». Aber vielleicht von andern, denn schon droht der nächste krasse Abstimmungskampf, weil das Covid-Gesetz erneut geändert wird: «Here we go again», schloss der Bericht über den «krassesten». Ein ganzer englischer Satz musste her, denn «schon geht's wieder los» wäre nicht originell genug. Weil: «In der Schweiz herrscht Beef», und das muss etwas anderes sein als «dicke Luft». Nämlich die internationale Ausgabe davon, aber mit einem «Swiss finish», der den englischen Sprachgebrauch erkennt: Dort kann dieses «beef» nicht «herrschen», sondern man hat es mit dem Kontrahenten, mit dem man im Zoff liegt.

Kitsch und Klatsch auf Wanderschaft

Als gelehriger Leser könnte man sagen, so mit Englischbrocken um sich zu schmeissen, sei «outright Kitsch» – wie es in einer Filmbesprechung über gewisse Szenen hiess. Vielleicht wurde sogar «Kitsch» aus dem Englischen geholt, wo es ein gängiges Fremdwort ist. Ähnlich könnte es schon «Pasta» ergangen sein, nämlich dass wir die heute geläufige Bezeichnung für Teigwaren dem Italienischen nicht direkt verdanken, sondern mit dem Umweg über Amerika. Auch «Klatsch» kommt dort vor, vor allem als «coffee klatch». Man könnte dieses Wort ebenfalls zurückholen, statt (bei einem anderen Film) von einem «gossipigen Newsletter» zu schwadronieren. Das Fremdwort für «regelmässig zu beziehende elektronische Post» (Duden) hat sich praktischerweise etabliert, aber das ist noch kein Grund dafür, dass jemand «auf eine News zu sprechen kommt». Gemeint war eine ganz alltägliche Nachricht. Von zweifelhaftem Geschmack zeugt es ebenso, wenn jemand «gepickelte Kohlrabi» auftischt. Da es in der Zeitung geschah und nicht bei Tisch, wissen wir nicht, ob das harte Gemüse durch Einlegen oder mit einem Pickel geniessbar gemacht wurde. An eine weitere Bedeutung von «Pickel» wollen wir gar nicht denken, kulinarisches Stichwort: Mitesser.

Rückwirkend Weltsprache geworden

Nicht nur beim Essen kann so ein Einsprengsel den Genuss trüben; auch beim Theaterbesuch ist man nicht davor gefeit. Da war im Programmheft mitten in einem deutschen Satz vom «Spanish Empire» als Auftakt des europäischen Kolonialismus die Rede – was sogar dann blöd wäre, wenn sich Englisch gleich nach den Entdeckungsreisen des Kolumbus globalisiert hätte. Heute indessen ist es gang und gäbe, dass uns von einer «People's Party» oder einer «Liberation Front» aus irgendeinem Weltwinkel berichtet wird, wo Englisch keine Landessprache ist. Die Volkspartei oder Befreiungsfront mag eine englische Website haben oder eine angelsächsische Presseagentur hat ihre Mitteilungen weiterverbreitet, da spart man sich gern die Mühe der Übersetzung. Als

im Reich Karls V. «die Sonne nie unterging», wäre man aber mit Englisch nicht weit gekommen: Wer damals bei Gebildeten weiterum verstanden werden oder selber mit Bildung protzen wollte, griff zum Latein: «Imperium Hispanicum» – auch wenn es offiziell nicht so hiess.

311: Infosperber, 1. 1. 2022

Aus frisch gehobenem Wort-Schatz: «flubbern»

«Flubbern, unbedachtsam und unanständig herausplaudern» – das alte Wort kommt in Zeiten der Pandemie und des Online-Jekami wie gerufen wieder zum Vorschein. Es war wohl bereits damals eine Rarität, als es der Basler Gelehrte Johann Jakob Spreng Mitte des 18. Jahrhunderts auf einen Zettel notierte. Als er 1768 starb, hinterliess er gegen hunderttausend solcher Notizen – die meisten schon wohlgeordnet und bereit zur Publikation, doch seine Einladung zur Subskription hatte nicht den nötigen Erfolg gehabt.

Also blieb der Wort-Schatz verborgen, bis sich ein Vierteljahrtausend später ein Team von Freiwilligen an die Hebung machte, also daran, die alte deutsche Handschrift zu entziffern und die Ordnung zu vollenden. Unter der Leitung des emeritierten Basler Deutschprofessors Heinrich Löffler ist so ein siebenbändiges Werk von gut 4600 Seiten entstanden. Der Schwabe-Verlag hat die Pioniertat Sprengs und seiner postumen Geburtshelfer nun mit dem Druck vollendet: [«Allgemeines deutsches Glossarium»](#). Zu «flubbern» hat Spreng zwar eine Quelle* angegeben, aber neben dem Wortsinn keine weiteren Erklärungen.

* Richey, Michael, *Idioticon Hamburgense sive glossarium vocum Saxoniarum quae populari nostra dialecto Hamburgi maxime frequentantur*. Hamburg 1743. Deutsch: *Idioticon Hamburgense, oder Wörter-Buch zur Erklärung der eigenen, in und um Hamburg gebräuchlichen, Nieder-Sächsischen Mundart*. Hamburg 1743, 2. Aufl. 1754 – Quelle gemäss: Heinrich Löffler (Hg.), *Johann Jakob Spreng, Allgemeines deutsches Glossarium*. Basel 2021 (Literaturangaben zur Einleitung)

Sprachforschung als Volkskunde

Viele andere Einträge indes erfüllen als kleine Essays den Anspruch des Autors, nicht nur die Herkunft der ausgewählten Wörter zu erkunden, sondern damit auch eine Kulturgeschichte des «Germanentums» zu erschliessen. Er versprach «allen möglichen Fleiß, die keltischen, gotischen, die altfränkischen, angelsächsischen, langobardischen und alemannischen Urwörter aus den alten Gesätzen, Gedichten, Urkunden, Wörterbüchern und andern Schriftstellern zu sammeln».

Besonders interessierten ihn die «germanischen Gebräuche in dem heidnischen und christlichen Gottesdienste, in Friden und Kriege, in den Gerichten, in Heuraten, und sonst; Eigenschaften, Sitten, Waffen, Kleidungen, Wohnungen, Wanderungen, und übrigen Schicksale; die alten Namen der Städte, Länder, Gäue, Flüsse, und drgl.; Männer- und Weibernamen; die in Vergessenheit gerathenen Kraft- und Sprüchwörter, und reiche Ausdrücke unserer Altväter». Dazu gehört wohl «flubbern»; selber geflubbert hat Spreng indessen nicht, auch wenn ihm ein weiterer Basler Professor «krause Etymologie» vorwarf, «heute gänzlich veraltet» (Adolf Socin, 1888).

Für Wissenschaftler und Laien

Jedenfalls hat die Germanistik nun uraltes Neuland vor sich, nachdem sie sich «seit langem damit abgefunden [hatte], dass es – im Gegensatz zu den Naturwissenschaften – eigentlich nichts mehr zu entdecken gibt», wie Heinrich Löffler im [«Sprachspiegel» 3/2018](#) schrieb. Bisher galt der hergebrachte deutsche Wortschatz mit dem Wörterbuch der Brüder Grimm als weitgehend aufgearbeitet. Sie hatten es 1838 in Angriff genommen und – ohne das schlummernde Werk des Vorgängers zu kennen – einen ähnlichen Umfang wie Spreng geplant. Nach der Publikation des ersten Bandes (A, 1854) lebten sie noch wenige Jahre. Generationen von Nachfolgern vollendeten bis 1961 das Werk in 32 Bänden mit durchschnittlich 10'000 Einträgen.

Heute ist es [auch im Internet](#) einsehbar. Wer Vergleiche mit Spreng anstellen will, kann dessen Werk nun im Druck untersuchen, oder am Bildschirm in den vollständig [erfassten Originalzetteln](#). Es geht aber auch einfacher: «Unerhörte Auswahl vergessener Wortschönheiten aus Johann Jakob Sprengs gigantischem, im Archive gefundenen, seit 250 Jahren unveröffentlichten deutschen Wörterbuch». Unter diesem Titel hat der Berliner Verlag Das kulturelle Gedächtnis Anfang 2021 einen [Band mit Trouvaillen](#) herausgebracht. Ihm verdanke ich auch «flubbern».

Sprengs «Glossarium» online (in Vorbereitung)
[Frühere «Sprachlupen»](#) zu Spreng

312: Infosperber, 15. 1. 2022

Gerecht fürs Geschlecht, schlecht und recht

Von einem «Leitfaden für Grenzgängerinnen» höre ich und frage mich schon, ob er sich allein an Frauen richtet. Weil im Bericht abwechslungsweise auch Grenzgänger vorkommen, aber keine Anhaltspunkte für einen separaten Leitfaden, nehme ich an, die Männer seien bei den «Grenzgängerinnen» mitgemeint gewesen. Soll das ausgleichende Gerechtigkeit dafür sein, dass mit dem herkömmlichen generischen Maskulinum Personen beliebigen Geschlechts gemeint sein können? Auch manche grammatikalisch weiblichen Personenbezeichnungen werden oder wurden generisch verwendet, «Waise» etwa – doch ist «der Waise» nicht mehr selten. Kommt bald auch «der Person» oder «der Koryphäe»?

Verwedelte Weiblichkeit

Nimmt ein Wort hingegen die Endung «-in» an, so bezeichnet es eindeutig ein weibliches Wesen. Dieses darf sich sogar privilegiert fühlen, derartige eigene Benennungen zu haben, während mit der Form ohne «-in» je nach Zusammenhang nur die männlichen oder aber alle einschlägigen Personen gemeint sein können – jedenfalls solange der Sprachfeminismus dem generischen

Maskulinum nicht völlig den Garaus gemacht hat. Falls es zwar weiterlebt, seinen Platz aber mit einem «gleichberechtigten» generischen Femininum teilt, das auf «-in» endet, so hat niemand etwas gewonnen: Die Frauen verlieren dann ihre eindeutige Bezeichnung, und wenn die derart verwässerte weibliche Wortform einmal einen Mann bedeuten soll, braucht sie eine zusätzliche Endung: «Lehrerinerich».

Das Abwechseln, das derzeit in vielen Medien aufkommt, dient weniger der Sprachreform als der Sprachökonomie. Nach deren ungeschriebenen, aber oft wirksamen Gesetzen hat die einfachere Ausdrucksweise bessere Überlebenschancen. Und die ebenfalls zunehmend praktizierte Doppelnennung («Lehrerinnen und Lehrer») ist zwar grammatikalisch wie gendermässig korrekt, aber eben nicht ökonomisch. Häufig liesse sich beides kombinieren («Lehrkräfte» oder modisch «Lehrpersonen»), oder man könnte statt von den Personen von der Tätigkeit reden («Unterricht»). Doch das erfordert ein bisschen mehr Nachdenken und kann wiederum kritisiert werden, weil so die Frauen «nicht sichtbar» seien.

Abwechslung macht das Lesen lustig

Nachdenken ist aber auch beim Abwechseln nötig. Unproblematisch ist es, Individuen oder Gruppen nur als Beispiele zu nennen, etwa so: Strapaziert werden derzeit viele Berufsleute, Ärztinnen wie Pfleger, Journalisten wie Virologinnen. Dass der Stress hier nicht geschlechtsspezifisch zuschlägt, versteht man ohne Mühe. Auf falsche Fährten jedoch führen der «Leitfaden für Grenzgängerinnen» oder der Untertitel «Nur Elektrikerinnen oder Verkäufer würden aufgeboten, versprach Bundesrätin Amherd.» Da deutet «nur» nicht auf Beispiele, sondern auf Festlegungen. Bleiben also die (zahlreicheren) Elektriker und Verkäuferinnen verschont, oder hat die Magistratin bloss selber unbedacht abgewechselt? Weder noch, vielmehr stand im Artikel als wörtliches Zitat: «Die Sanitätssoldaten arbeiten zivil als Elektriker oder im

Verkauf.» Dass es auch Frauen sein können, dürfte allen Menschen guten Willens klar sein.

Beim Schreiben indes kann guter Wille zu Unsinn verleiten: «Wir verschlimmern Probleme mit dem Körperbild bei einem von drei Teenagerinnen», stand so in der verunglückten Übersetzung aus einem Facebook-Internum. Und da wurde gar eine olympische Böckin geschossen: «Die besten Skinationen dürfen nur noch 22 Teilnehmerinnen selektionieren, maximal 11 pro Geschlecht.» Selbst Doppelnennungen können in die Irre führen: «Empfehlungen werden von Ärztinnen und Ärzten in der Schweiz oft zu wenig umgesetzt. Das führt zu einer Ungleichbehandlung von Patienten und Patientinnen, wie eine Nationalfonds-Studie zeigt.» Der letzte Satz lässt auf Geschlechterdiskriminierung bei der Behandlung schliessen. Gemeint ist aber, allen könne es widerfahren, dass sie nicht so verarztet würden, wie es empfohlen sei.

313: Infosperber, 29. 1. 2022

Tickt und tockt eine ganze Generation gleich?

Sie kleidet sich «schlicht, clean und klassisch», aber sie «fährt neuerdings auf Tangas ab» – nicht etwa diskret unter der Strebengewandung, sondern statt kreuzbrav plötzlich kreuzblutt, wie das mitgelieferte Zeitungsbild beweist. Und dieses rätselhafte Wesen geht «freitags für das Klima auf die Strasse», doch irgend-etwas treibt es «gleichzeitig dazu, Fast Fashion zu Billigstpreisen zu kaufen und sich um die Produktionsbedingungen zu foutieren».

Wäre hier nur von einem einzelnen Menschen in seinem Widerspruch die Rede, so könnte man ihn getrost seinen Marotten überlassen – aber es geht um eine ganze Generation, die sich angeblich im Gleichschritt durch ihr junges Leben tastet. Es ist die Generation Z, Jahrgänge ungefähr 1996 bis 2010, mit Social Media aufgewachsen, daher als «true digital natives» mit der Abkürzung Gen Z geschlagen.

«Vier Stunden täglich verbringen die Angehörigen der Generation Z in der Schweiz gemäss einer Studie der Firma Xeit am Smartphone, switchen zwischen Tiktok, Whatsapp und Instagram hin und her.» Ihre Vorgänger, ab 1980 geboren, erhielten von der einschlägigen Forschung zunächst ein Y, dann den Namen Millennials. Sie bekamen zwar auch schon digitale Gerätschaften in die Wiege gelegt, aber vorerst ohne soziale Vernetzung.

Sterndeutung und Starkult

Der im letzten Oktober geortete klassische Kleidungsstil gefällt übergreifend beiden Generationen, genauer deren «modebewussten» Angehörigen – zur Abwechslung einmal ein Merkmal, das nicht für alle Gleichaltrigen gilt. Aber dann ist mit der Differenzierung schon wieder Schluss, denn die Trendforscherin Sarah Owen weiss: «Astrologie ist für die Millennials und die Gen Z ein Mittel, um sich selbst und ihren Platz in der rätselhaften und unsicheren Welt besser zu verstehen.»

Alle bisherigen Zitate stammen aus der «SonntagsZeitung», meiner Hauptquelle für Generationendeutung. Die wenigen mit Z gestempelten jungen Leute, die ich etwas näher kenne, wollen indes nicht so recht oder gar nicht zum Einheitsbild passen. Fingern sie und ihresgleichen etwa in der S-Bahn auf den Handys, so hebt sie das kaum von älteren Fahrgästen ab. In den Köpfen mag es anders aussehen, denn da herrsche bei den Jüngeren «ständiges Sich-Präsentieren, Sich-Vermessen und Sich-Vergleichen». Tendenz zunehmend, «zumal laut Umfragen über 70 Prozent der Generation Z davon träumen, eine Online-Berühmtheit zu werden (Millennials: 55 Prozent)».

Wenn die Trendmeldung trendet

Nehmen wir an, diese nicht näher beschriebenen Umfragen seien seriös gemacht und stimmten tatsächlich überein, so präsentiert sich die Gen Z jedenfalls in ihren Träumen einigermaßen kompakt. Doch mich beschleicht der Verdacht, es handle sich um Befragungen auf jenen Plattformen, die eben gerade der Online-

Berühmtheit dienen und dank ihren Automatismen die Traumfrage vorwiegend jenen zuspiesen, die ihren Online-Lebenstraum bereits vor sich hertragen.

Stracks macht sich der Traumtrend selber berühmt – er trendet also, zeit- und mediengerecht gesagt. Nun braucht er nur noch den wissenschaftlichen Anstrich der Trendforschung. Zeitgeistige Medienleute zögern dann nicht, der Generation Z auch die digitale Ruhmsucht in den Steckbrief zu schreiben – jedenfalls bis die nächste Altersklasse durchs globale Dorf getrieben wird. Die heisst im Marketing bereits Generation Alpha – aber da die griechischen Buchstaben gerade etwas in Verruf geraten sind, steht die mediale Bestätigung noch aus.

314: Infosperber, 12. 2. 2022

Grussgraben – ein Fall für die Meinungsforschung

Die Stadt, die Agglo und das Land – diesen Dreiklang stimmt die Meinungsforschung in der Schweiz gern an, wenn sie Abstimmungsergebnisse deutet. Klafft bei einer Vorlage der Stadt-Land-Graben, dann hängt das Ergebnis davon ab, auf welche Seite sich die Agglo schlägt. Über diesen Zwischenbereich führt also häufig die Siegerstrasse – aber ist die nach statistischen Merkmalen definierte Agglomeration als Ganzes ein wankelmütiges Wesen oder verläuft durch sie selber auch ein Graben?

Mir scheint, es gebe so einen Graben – einen, der sozusagen sprachlos macht. Vor einigen Monaten fragte mich ein Nachbar, ob mir in letzter Zeit im Quartier ebenfalls Leute aufgefallen seien, die einen nicht grüssten. So war es tatsächlich, und wir waren uns rasch einig, dass die in der neuen, gediegenen Überbauung an der Hangkante wohnen müssten. Mit vier Stockwerken ist sie doppelt so hoch ist wie ihre Umgebung und zieht gewiss eine urbane Klientel an, die Fernsicht und ein bisschen Landluft sucht. Kommen Zugezogene an die – eigens für sie verschobene – Postauto-Haltestelle, erwidern manche einen Gruss, andere

lassen den Blick abgewandt. So bleibt ihnen das ungeschriebene Gesetz verborgen, dass auch Unbekannte einander grüssen, wenn sie sich oberhalb des Talbodens begegnen.

Grüssen links und grüssen rechts

Nun bin ich selber umgezogen, entlang der Vorortsbahn näher zur Stadt und zugleich näher zur Bahnstation. Am neuen Wohnort, so dünkt mich nach den ersten Spaziergängen, verläuft die Grussgrenze ein Stück höher oben an der Talflanke, die hier flacher emporsteigt. Selbst in der Stadt bin ich in ruhigeren Quartieren schon auf Grussoasen gestossen. Umgekehrt gibt es auf dem Land, wo man sich bekanntlich noch grüsst, ebenfalls geschäftige Ortskerne, wo sich das Grüssen auf Leute beschränkt, die man kennt.

Können wir nun aus dem Grussverhalten auf die politische Tendenz schliessen? Neigen also die Grusszonen eher zur ländlichen, die Grusswüsten zur städtischen Seite? Da Abstimmungsergebnisse nicht nach Quartier erhoben werden, lässt sich das schwer ermitteln. Bei Umfragen wäre es eher möglich, vor allem bei telefonischen im Festnetz. Es könnte sich dabei allerdings herausstellen, dass die Wahlverwandtschaft genau umgekehrt funktioniert – dass sich also linksgrün Ausgerichtete besonders gern dort niederlassen, wo man sich in der Agglomeration oder auch der Stadt grüsst. Und dass an den unwirtlichen Strassenzügen mehr städtische Benachteiligte oder von der Agglo eingeholte Alteingesessene leben, bei denen die SVP Stimmen einheimen kann. [Politikgeograph] Michael Hermann, übernehmen Sie!

315: Infosperber, 24. 2. 2022

Es lohnt sich, Putins Rede zu lesen

Es ist selten, dass gewaltbereite Machthaber ihre wirklichen Ziele so deutlich offenlegen, wie es Russlands Präsident Putin am 21. Februar getan hat, als er die von ostukrainischen Abtrünnigen ausgerufenen «Volksrepubliken» anerkannte. Dank dem Berliner

«Tagesspiegel» liegt die [Rede auch auf Deutsch](#) vor. Putin richtet sich «natürlich auch an unsere Landsleute in der Ukraine» und macht sogleich klar, dass er damit die ganze Bevölkerung meint: die Ukraine sei «ein integraler Bestandteil unserer eigenen Geschichte, Kultur und unseres spirituellen Raums». Dass sie sich überhaupt abspalten konnte, führt er auf das von Lenin gewährte Sezessionsrecht der Sowjetrepubliken zurück, das «nicht nur ein Fehler, sondern wie man sagt, viel schlimmer als ein Fehler» gewesen sei.

Die Fortsetzung des – einem französischen Minister zugeschriebenen – Zitats liess Putin unerwähnt: «nämlich ein Verbrechen». Aber so sieht er es: Lenin habe Russland mit den «oft willkürlich gebildeten Verwaltungseinheiten ... einen Teil seiner eigenen historischen Territorien entrissen» und namentlich den (jetzt umkämpften) Donbass «buchstäblich in die Ukraine hineingepresst». Spöttisch fährt der Präsident fort: «Und jetzt haben <dankbare Nachkommen> Lenin-Denkmäler in der Ukraine abgerissen. Sie nennen es Entkommunisierung. Wollen Sie die Entkommunisierung? Nun, wir sind sehr zufrieden damit. Aber wir dürfen nicht, wie man so schön sagt, auf halbem Weg stehen bleiben. Wir sind bereit, Ihnen zu zeigen, was eine echte Entkommunisierung für die Ukraine bedeutet.»

Mit strafendem Arm nach Odessa

Dass der ganze Weg «heim ins russische Reich» bedeute, sagte er nicht, und auch nicht, was es für den Schritt von der Bereitschaft zum «Zeigen» noch brauchen würde. Aber er kündigte ein Eingreifen weit über den Donbass hinaus an einer Stelle deutlich an: «Wir kennen ihre Namen und werden alles tun, um sie zu bestrafen, sie zu finden und vor Gericht zu stellen», sagte er über die Brandstifter des Gewerkschaftshauses, in dem 2014 in Odessa Dutzende prorussischer Demonstranten ums Leben kamen.

Jene Ereignisse sind tatsächlich ein besonders düsterer Teil des Sündenregisters, das Putin dem «Marionettenregime» in Kiew

vorhielt. Die Vorwürfe mangelhafter Demokratie und grassierender Korruption sind zwar nicht unberechtigt, klingen aber aus beruflichem russischen Mund geradezu grotesk, so auch dieser: «In der Ukraine gibt es einfach kein unabhängiges Gericht.» Schwerer wiegt die Benachteiligung der weit verbreiteten russischen Sprache, als «Derussifizierung und Zwangsassimilierung» überzeichnet.

Als Beleg für die «externe Kontrolle» der Ukraine führt der Präsident insbesondere deren Zusammenarbeit mit der Nato an, die sich immer mehr als Bedrohung Russlands erweise. Da US-Planungsdokumente «die Möglichkeit eines so genannten Präventivschlags gegen feindliche Raketenysteme vorsehen», sagt er voraus: «Die Ukraine wird als Sprungbrett für diesen Schlag dienen.» Als Vorbeugung sieht er seinen Vorschlag, die Nato möge ihre Osterweiterungen zurückrollen. Da dies «ignoriert» werde, kündigt er «Gegenmassnahmen» an, und zu den angedrohten Sanktionen meint er, diese würden selbst ohne Vorwand kommen, um «die Entwicklung Russlands zu unterdrücken».

Lenins Fehler korrigieren

Wenige Stunden nach seiner Rede erteilte Putin seinen Truppen den – nunmehr offiziellen – Marschbefehl Richtung Donbass. Gerade wenn der russische Präsident sein Land durch eine nahende Nato wirklich bedroht sieht, kann er es dabei nicht bewenden lassen, sondern muss eine aus seiner Sicht genügende Kontrolle über die Ukraine anstreben – ganz abgesehen von seiner Berufung auf die historische Zusammengehörigkeit. Das Rad der Geschichte auf einen angeblich richtigen Stand zurückzudrehen, ist ein beliebter Anspruch von Politikern, die mit dem heutigen Stand der Dinge unzufrieden sind.

Dass sich Putin mit der Unabhängigkeit der Ukraine nicht abgefunden hat, zeigt indirekt ein verklausulierter Satz über Lenins «Geschenk an die Nationalisten» – eben das Sezessionsrecht als Mittel, ihnen die gefährdete junge Sowjetunion beliebt zu ma-

chen: Der heutige Präsident sagt dazu, «dass die Erwägungen der aktuellen politischen Situation ... keinesfalls die Grundlage für die Grundprinzipien der Staatlichkeit bilden dürfen und können». Verbunden mit seiner mehrfach wiederholten Geringschätzung der ukrainischen Staatlichkeit drängt sich der unausgesprochene Schluss auf, nur im Verbund mit Russland lasse sich in der Ukraine Staat machen.

Mit Angriff nachgedoppelt

Diese Analyse wurde am Mittwoch, 23. Februar, geschrieben – in der Annahme, bis zum «Sprachlupe»-Termin vom Samstag würden den Worten noch nicht so deutliche Taten folgen. Ich habe den Text unverändert gelassen, inklusive Titel und Infosperber-Vorspann («Die Ukraine braucht einen guten Schuss russischer Staatlichkeit, um auf den Präsidenten nicht als Bedrohung zu wirken»). Auch Putins Ansprache vom frühen Donnerstag zum Beginn seiner «Militäroperation» ist beim «Tagesspiegel» [in deutscher Übersetzung](#) zu lesen.

316: Infosperber, 12. 3. 2022

Die Geschichte und der Konjunktiv

«Die Geschichte kennt kein Wenn.» Dieser Satz der deutschen Historikers Karl Hampe ist bei gebildeten Russen zum geflügelten Wort geworden – in einer Form, die von Josef Stalin überliefert ist: «Die Geschichte kennt keinen Konjunktiv.» Derzeit aber kennt die laufende russische Geschichtsschreibung nicht einmal den Indikativ, jedenfalls nicht als Wirklichkeitsform, die diesen Namen verdient. Der Krieg in der Ukraine darf ja in russischen Medien nicht einmal Krieg genannt werden. Die Sprachverdrehungen begannen schon im Vorfeld und überschlagen sich jetzt in der «Sonderoperation» von «Friedenstruppen»; sie entlarven sich damit selber.

Zu viel oder zu wenig getan?

Indessen betrachten manche westlichen Stimmen die Vorgesichte des Kriegs eben doch im Konjunktiv – mit Spekulationen darüber, wie der russische Angriff hätte verhindert werden können. Das Verhalten westeuropäischer und amerikanischer Regierungen stösst dabei auf Kritik aus entgegengesetzten Richtungen. Es wird mit Einschätzungen beschrieben, die einander ausschliessen: Je nach Sicht wäre der Krieg demnach ausgeblieben, wenn der Westen keine «Provokation» durch Anbindung der Ukraine betrieben hätte oder aber kein «Appeasement» durch Duldung früherer russischer Übergriffe. Sollte auch hier die Wahrheit in der Mitte liegen, dann hätte weder mehr Entgegenkommen noch mehr Abschreckung den Krieg verhindert – aber auch das bleibt ein Konjunktiv.

Selbst wer die westliche Unterstützung für Demokratie und/oder Aufrüstung der Ukraine als Aufreizung Russlands einschätzt, distanziert sich heute von Putins Angriff. Erst recht tun das jene, die meinen, der russische Machthaber sei durch eine zu weiche Haltung des Westens zur Invasion ermuntert worden. Das behaupten nicht nur der amerikanische Ex-Präsident Trump und ihm nahestehende Kreise. Auch der besonnene britische Osteuropa-Historiker Timothy Garton Ash bringt «Appeasement» ins Spiel, das «man meistens leider erst im Rückblick» erkenne («Echo der Zeit», 28. Februar).

Das versteckte «Wenn»

Nun wäre ja «Besänftigung» eine gute Sache, wenn sie denn funktionieren würde. Aber mit «Appeasement» erinnert man an die Politik des britischen Premiers Chamberlain, der 1938 glaubte, er habe «Frieden für unsere Zeit» gesichert, als Grossbritannien und Frankreich Hitler die Annexion des tschechischen Sudetenlandes zugestanden. Das Scheitern ist seither bei «Appeasement» quasi inbegriffen.

Garton Ash sprach denn auch von einer «versäumten Chance», dass man nach den russischen Angriffen auf Georgien 2008 und die Ukraine 2014 nicht mit starken Sanktionen und militärischer Hilfe reagierte. Mit Blick auf amerikanische Stimmen, Präsident Biden hätte sogar die Entsendung eigener Truppen «auf dem Tisch lassen» sollen, hatte das «Echo» bereits resümiert: «Tatsache ist, dass die USA und der Westen in der Abschreckung des russischen Angreifers versagt haben.» Ein knallharter Indikativ, hinter dem sich aber der Konjunktiv verbirgt, stärkere Abschreckung hätte funktioniert.

317: Infosperber, 26. 3. 2022

«Collateral»: nicht Schäden, sondern Menschen

Der Ukraine (und uns) bleibt in den Moskauer Verlautbarungen über die «Spezialoperation» das unselige Wort «Kollateral schäden» erspart. So umschrieben die USA zivile Opfer in Afghanistan oder Irak und suggerierten damit eine bedauerliche, aber unvermeidliche Nebenwirkung der Kriege. So etwas hat Russland nicht nötig: Es greift ja nach eigener Darstellung nur militärische Ziele an und trifft auch nur solche. Ist einmal ein Spital oder ein Theater unübersehbar zerbombt, dann ist sogleich die Begründung zur Hand, da sei Kriegsmaterial gelagert worden oder hätten ukrainische Soldaten Kranke und Pflgende als menschliche Schutzschilde missbraucht.

Dass russisches Militär selber just das wirklich getan hat, geht in mindestens einem Fall aus glaubhaften Berichten Überlebender hervor. Und das grausame Abwürgen der Stadt Mariupol ist auch eine gigantische Geiselnahme, konnte doch längst nicht die ganze Bevölkerung durch die ständig schikanierten «humanitären Korridore» in Sicherheit gelangen – oder nur in eine prekäre Lage: mit Evakuation, vielleicht gar Deportation Richtung Russland.

Kriegsziel und Faustpfand

Die Zivilbevölkerung zu quälen, ist also nicht eine Begleiterscheinung dieses Krieges, sondern eines seiner Mittel. Auch die anfängliche Beteuerung Moskaus, es strebe keine Besetzung an, hat sich als hohl erwiesen. Inzwischen schliesst der Kremlsprecher «die Möglichkeit nicht aus, die vollständige Kontrolle über besiedelte Gebiete zu übernehmen». Wenn es dabei zivile Opfer und Zerstörungen gibt, dann ist – wie Putin schon vor dem Einmarsch sagte – die Ukraine selber schuld. Und nun doppelt er mit der Behauptung nach, dem «Kiewer Regime» sei «das Schicksal seiner eigenen Bevölkerung egal».

Eine Mitschuld weist der Kreml den westlichen Ländern zu, die Waffen liefern: das verlängere den Krieg. Wahrscheinlich trifft das zu, aber als Argument des Angreifers ist es zynisch, denn es bedeutet: Die Ukraine soll ganz im Stich gelassen werden und sich widerstandslos ergeben, dann gibt es auch keine Opfer mehr. Ausser dass dann alle, die unter Russlands Herrschaft fallen, Opfer werden – jedenfalls als Geiseln, ausgesetzt der angekündigten Strafjustiz und «Entnazifizierung». Sie wären dann «collateral» nicht im Sinn von «begleitend», sondern als Faustpfand, was das englische Wort ebenfalls bedeutet – und was die Umzingelten in Mariupol schon sind.

318: Infosperber, 9. 4. 2022

Tempo Twitter ist gefährlich wie Tempo Teufel

«Diese Geschehnisse sowie alle anderen mutmasslichen Verstösse gegen das humanitäre Völkerrecht bedürfen dringlich einer unabhängigen internationalen Untersuchung.» Das war der Kernsatz auf dem Zettel des Aussendepartements EDA. Am letzten Sonntag, nachdem brutale Bilder die Gräueltaten im ukrainischen Butscha aufgezeigt hatten, hängte es ihn ans Anschlagbrett – nicht an eines vor dem Bundeshaus, sondern an jenes namens

Twitter, das jeden Bildschirm mit Internetanschluss erreichen kann. Die Zettel heissen dort Tweets, und jener des EDA erntete viel Kritik in den Medien, ob «soziale» wie Twitter oder «richtige». Im Vergleich zu Verlautbarungen anderer Regierungen zu langsam, zu lau, lautete der Tenor: Russland hätte als Täter genannt werden müssen, gar mit dem Soforturteil «Völkermord».

Tags darauf wurde Bundesrat Cassis im Tamedia-Interview deutlicher, wenn auch immer noch in wohlbemessenen Worten: «Alles deutet im Moment» auf russische Täterschaft, und wie die «krasse Verletzung des humanitären Völkerrechts» einzustufen sei, müssten «die Gerichte klären. Ich als Politiker rede von mutmasslichen Kriegsverbrechen.» Die Schweiz habe als eines der ersten Länder eine unabhängige Untersuchung gefordert. Der Aussenminister räumte ein: «Der Tweet war wohl zu fest in Verwaltungssprache verfasst. So funktioniert aber die Diplomatie. Sie ist vorsichtig. Vergessen wir nicht: Wir sind auch inmitten eines Informationskriegs.»

Schnellschüsse im Informationskrieg

Aus meiner Sicht hätte sich Cassis die Stilkritik an seinen Beamten sparen können: Das Hauptproblem ist nicht, *wie* der Tweet abgefasst war, und nicht einmal, *was* drinstand. Das Hauptproblem ist, *dass* sich Behörden überhaupt auf Twitter oder andern derartigen Plattformen äussern. Denn die sind mit der eingebauten Klickbewirtschaftung darauf angelegt, dass sich Wellen der Empörung hochschaukeln. So berechtigt die Empörung gerade im Fall Butscha ist: Sie ist die Summe persönlicher Reaktionen von Individuen, womöglich verstärkt durch Automaten, die sich als Individuen ausgeben – sie sind Waffen im Informationskrieg. Es ziemt sich nicht, bewusst altmodisch gesagt, dass Amtsstellen zivilisierter Staaten daran teilnehmen. Wenn sie solche Anschlagbretter benutzen, um «bei den Leuten» zu sein, verleihen sie Twitter und Co. unverdientes Ansehen.

Das Tempo, das in Netzmedien möglich und wegen der Konkurrenz schier unvermeidlich ist, verleitet auch zu Schnellschüssen, bewusst kriegsrhetorisch gesagt. Die ziemen sich weder für Ämter noch für etablierte Medien, werden aber durch deren Auftritte «online first» begünstigt. Sie können auch hinten hinaus gehen, wenn sich jemand lang genug daran erinnert. So titelten die – gedruckten! – Tamedia-Blätter am dritten Kriegstag: «Der Fall der Hauptstadt ist eine Frage von Tagen». Dies notabene über einer Nachrichtenübersicht, die eigentlich Fakten bieten sollte. Die «Süddeutsche Zeitung», von welcher der Text stammte, setzte den Titel halbwegs vorsichtiger: «Umzingelt». Den Fall Kiews in inert Tagen verschob sie in den Untertitel, als Befürchtung von Militärexperten. Im Text waren diese Experten dann «die US-Geheimdienste». Informationskrieg oder nur schlampiger Instant-Journalismus?

319: Infosperber, 23. 4. 2022

Hoffen auf Vernunft, hüben und drüben

«Mer miessed uf allnen Äbene probiere, Russland zer Vernunft z'bringe». Was Bundesrätin Viola Amherd in ihrer unnachahmlichen Direktheit schon in der ersten Kriegswoche sagte, gilt noch immer – und noch immer ist nicht abzusehen, wie es gelingen könnte, und ob Vernunft überhaupt ein geeignetes Werkzeug ist, mit dem Krieg in der Ukraine fertig zu werden, ob gedanklich oder in der Realität. Ohne philosophischen Tiefgang muss hier die Duden-Definition für «Vernunft» genügen: «geistiges Vermögen des Menschen, Einsichten zu gewinnen, Zusammenhänge zu erkennen, etwas zu überschauen, sich ein Urteil zu bilden und sich in seinem Handeln danach zu richten».

Dieses Vermögen wurde dem russischen Präsidenten Wladimir Putin vor dem Krieg weitherum attestiert. «Weltwoche»-Chef und SVP-Nationalrat Roger Köppel sah ihn gar als Lehrmeister;

just nach Kriegsbeginn erschien ein Kommentar, der zuvor geschrieben und danach oft zitiert wurde: «Kehren wir dank Putin zur Vernunft zurück? Der eisige Stratege aus dem Osten ist womöglich die Schocktherapie, die der Westen dringend braucht, um sich von seinen gefährlichen Illusionen zu befreien.» Als derartige Illusion nannte Köppel namentlich die Ansicht, Putin wolle die Ukraine erobern und die Westmächte könnten mit Waffenlieferungen einen Krieg verhindern, indes: «Gut möglich, dass sie mit ihrer Einmischung genau das Gegenteil bewirken.»

Wenn Moskau Vernunft verlangt

Manche glauben noch heute, gerade das sei geschehen: Das Näherrücken der Nato habe Moskau erst zum Angriff veranlasst, ja gar genötigt. Putins enger Vertrauter Dimitri Medwedew droht nun Finnland und Schweden im gleichen Sinn und Geist, wenn sie der Nato beitreten, würde Russland in Reichweite «ihres eigenen Hauses» aufrüsten, auch atomar; indes: «Wir wollen hoffen, dass die Vernunft der nördlichen Partner doch noch siegt.» Zu befürchten hätten sie ja nichts, denn Russland habe mit ihnen «keine Gebietsstreitigkeiten wie mit der Ukraine». Ist es unvernünftig, zu fragen, wer denn diese «Streitigkeiten» herbeigeführt hat?

In entgegengesetzter Perspektive schrieb der britische Osteuropa-Historiker Timothy Garton Ash nach Russlands Invasion: «Und so stehen wir hier, bekleidet mit nichts ausser den Fetzen unserer verlorenen Illusionen.» Von Radio SRF befragt, worauf sich das beziehe, nannte er das vermeintliche Vermeiden von Kriegen durch eine europäische Sicherheitsarchitektur «und natürlich die Illusion, dass wir mit Wladimir Putin noch vernünftig verhandeln könnten» (vgl. Nr. [316](#)). Immerhin hofft auch Garton Ash nun, die EU werde den «Weckruf» vernehmen. Demnach soll sie fortan eine «Politik der Stärke» führen, mit Aufnahme einer am Ende des Kriegs gefestigten, demokratischen Ukraine. Mit einem Russland ohne Putin hält der Historiker dann sogar ein «gemeinsames Haus Europa» für möglich (von dem einst Gorbatschow sprach),

samt Sicherheitsarchitektur. Vernunft oder neue Illusion (Duden: «Wunschvorstellung; Wahn, Sinnestäuschung»)?

Vernunft und Geschäft

Als weitere Berufungen auf die Vernunft sind mir aufgefallen: «Angesichts der jüngsten Entwicklungen sind Bundesrat und Parlament hoffentlich zur Vernunft gelangt» (SVP-Nationalrat Werner Salzmann gegen den bereits beschlossenen Verkauf der Ruag-Munitionsfabrik). «Die Vernunft gebietet» anzuerkennen, dass sich die politische Lage grundlegend geändert habe (Ex-Nato-General Heinrich Breuss, ebenfalls für eine Politik der Stärke). «Man muss vernünftig Geschäfte machen können» (SVP-Nationalrätin Magdalena Martullo-Blocher darüber, dass z. B. Diskriminierung oder Enteignung ein Grund für ihre Ems-Chemie wäre, sich aus einem Land zurückzuziehen).

Vernunft allenthalben, nur recht weit weg vom Krieg. Mittendrin aber der ukrainische Präsident Wolodimir Selenski: «Das Böse kann sich nicht durchsetzen, es ist gegen die Logik des gesunden Menschenverstands.» Und der gilt ja als Ausdruck der Vernunft, nicht der Illusion.

320: Infosperber, 7.5.2022

Vernunft, Wahnsinn und das Völkerrecht

«Me mues au es Türli offe bhalte für es Russland nach Putin, oder au mit Putin, falls er wider würd zur Vernunft cho.» So antwortete Nationalratspräsidentin Irène Kälin letzte Woche nach ihrer Reise in die Ukraine auf die Frage von Radio SRF, ob sie auch Gespräche mit Moskau führen würde. Den russischen Präsidenten «zer Vernunft z'bringe», hatte schon Bundesrätin Viola Amherd zu Beginn des Krieges als Bestrebung «uf allnen Äbene» genannt (Nr. [319](#)). Freilich berief sich auch der Kreml auf die Vernunft, um Schweden und Finnland sogar mit Atomdrohung von einem Nato-Beitritt abzuschrecken.

Ein irritierender Zufall führte Regie beim Abendprogramm nach dem Gespräch mit Kälin. Denn SRF stellte ein Hörspiel (ohne Bezug zu Putin) unter das Motto «Wahnsinn ist die Vernunft des einzelnen». Das Radioprogramm schrieb «einzelnen» nach alter Manier klein und nannte den Philosophen Baruch de Spinoza (1632–1677) als Autor des Satzes. In mehreren Online-Zitatenschätzen wird ihm zugeschrieben: «Was ist Vernunft? Der Wahnsinn aller. Was ist Wahnsinn? Die Vernunft des Einzelnen. Was nennt ihr Wahrheit? Die Täuschung, die Jahrhunderte alt geworden ist. Was nennt ihr Täuschung? Die Wahrheit, die nur eine Minute gelebt hat.» Kann das sein? Ein Vordenker der Aufklärung, der die Vernunft derart relativiert und die Wahrheit gleich dazu – der also quasi «fake news» Jahrhunderte vor Trump als «alternative Fakten» verbrämt?

Einmal deutsch, einmal deutlich

Nur in deutschsprachigen Sammlungen habe ich das «Zitat» gefunden, und nirgends war eine Quelle angegeben. In den anderen abgeklopften Sprachen tauchte nichts auf, das auch nur entfernte Ähnlichkeit mit einer solchen Aussage gehabt hätte. Spinoza schrieb lateinisch, und eine Suche in Googles und weiteren Büchersammlungen blieb erfolglos, ob bei Originalen oder Übersetzungen. Wohl ist «ratio», Vernunft, ein Kernbegriff in seinem Denken, aber stets als Weg zu philosophischer Wahrheit und Weisheit. Selten kommt «insania», Wahnsinn, vor – stets als Verirrung des Geistes. Austauschbar oder einer Mehrheitsmeinung unterworfen ist da nichts. Das Schicksal, phantasievoll zitiert zu werden, teilt Spinoza unter anderem mit [Churchill](#) sowie Gorbatschow, Clinton und Blocher ([«Gesagt ist \[nicht\] gesagt»](#)).

Von aktuellem Nutzen kann der niederländische Philosoph sehr wohl sein: «Die Vernunft lehrt ganz und gar, nach Frieden zu streben, der indessen nur zu erreichen ist, wenn die gemeinsamen Gesetze des Gemeinwesens unverletzt befolgt werden» ([Tractatus politicus, 3/6](#)). Ganz in diesem Sinn fand Kälin denn

auch, ein Gespräch mit den Russen brächte wenig, «solange sie nicht anerkennen, dass sie die Ukraine angegriffen haben und dass sie diejenigen sind, die momentan gegen das Völkerrecht verstossen».

Gesetzesvernunft vor Privatvernunft

Spinoza ging es zwar in diesem Kapitel um (vernünftige) staatliche Gesetze, denen sich die Einzelnen unterzuordnen hätten, aber seine Überlegungen lassen sich auch auf die zwischenstaatliche Ebene übertragen. Er argumentierte, wohl könne ein Gesetz von jemandem etwas verlangen, das seiner Vernunft widerstrebe. Dennoch zu gehorchen, sei aber das kleinere Übel, als gegen das Gesetz zu verstossen, das ja dem Gemeinwohl diene. Daher gebiete die Vernunft auch in einem solchen Fall Gesetzestreue: «Und so können wir schliessen, dass niemand gegen die Anweisung seiner Vernunft handelt, insofern er tut, was gemäss dem Gesetz des Gemeinwesens zu tun ist.» (Der zitierte Tractatus ist auch [englisch online](#).)

321: Infosperber, 21. 5. 2022

Gebt mir eine (deutsche) Pause!

«Gebt mir eine Pause», denke ich.» So umschrieb eine Journalistin ihre Reaktion auf die «total kitschige» Geschichte einer «Liebe auf den ersten Blick». Liesse sich der Gedanke überprüfen, ich würde wetten, dass er anders lautete, nämlich «give me a break». Das kann man entgegenen, wenn die andere Person etwas Unglaubliches oder Nervenaufreibendes von sich gibt. Deutsche Entsprechungen wären etwa «komm mir nicht mit so was» oder «lass mich in Ruhe damit». Nur von einer Übersetzungsmaschine würde ich «gib mir eine Pause» erwarten und mich auch nicht wundern, sollte sie eine der vielen Spezialbedeutungen von «break» vorziehen. Da gäbe es etwa den Service-Durchbruch beim Tennis oder eine ununterbrochene Spielphase beim Billard.

Statt der komplizierten Umschreibungen bietet es sich bei diesen Sportarten an, auch im Deutschen von «Break» zu reden. Während im Englischen Sportbanausen meinen könnten, es gehe um eine Ruhepause, besteht bei uns diese Gefahr kaum. Jedenfalls so lange nicht, als Pausen bei uns noch Pausen heissen und nicht «Break». Die englische Bezeichnung soll mit den – hier sportlichen – Dingen verbunden bleiben, mit denen sie zu uns gekommen ist.

Einkauf mit «Button» oder «Hi»

Auch bei anderen Importen ist es oft sinnvoll, den Namen zu übernehmen. Zum Beispiel beim Scanner, mit dem man Einkäufe erfassen kann. Aber warum bloss wird man bei einem Grossverteiler angewiesen, zu diesem Zweck den «Button» zu betätigen? «Knopf» hätte ja auf dem Bildschirmchen noch besser Platz. Apps sind, inklusive Namen, etwas Praktisches. Beim ändern Grossverteiler kann man damit verfolgen, wie die Hauslieferung naht. Allerdings begrüsst einen der Fahrer auf dem Bildschirm mit «Hi» – enorm platzsparend, aber da wäre auch Raum genug für den sehr passenden und althergebrachten Fährmannsruf «Hallo».

Zur Lieferung gehörten neulich auch Brownies, die mir eingedeutscht kaum munden würden – zumal es «Brownies à la française» waren. Meine Zunge hätte es nicht bemerkt, aber sie amüsierte mein Ohr beim Versuch, den Importnamen auszusprechen. Dem Betätigen des Scanners wiederum haben die Italiener eine Bezeichnung angedeihen lassen, die keinerlei Ausspracheprobleme bietet: «la scansion». Derlei Aneignungen mit leichter Hand sind doch viel geniessbarer als die hierzulande grassierende Übernahme schier beliebiger englischer Wörter ohne erkennbaren Mehrwert.

«Song» zum letzten Gefecht

So musste ich beim Bericht über eine Kundgebung zum 1. Mai lesen, am Ende sei ein «Song» erklingen: die «Internationale».

Da wird das proletarische Kampflied gleich wie ein x-beliebiges Produkt des Musikkapitalismus bezeichnet! Der Refrain «Auf zum letzten Gefecht» müsste einmal beim Eurovision Song Contest erklingen. Als der noch Grand Prix Eurovision de la Chanson hiess, gefiel er mir besser, samt den Chansons – aber das mag eine Alterserscheinung sein.

Manchmal ist es wohl einfach Bequemlichkeit, wenn ein englisches Alltagswort nicht übersetzt wird. So war im Interview mit einer amerikanischen Historikerin zu lesen, manche Russinnen hätten Soldaten per (abgehörtes) Telefon aufgefordert, sie sollten «Shops plündern». Und aus den Läden «einen neuen Laptop» nach Hause bringen – als Billigbeschaffung abscheulich, als Billigübersetzung schier unvermeidlich. In einem andern Interview kamen die «amerikanischen Natives» vor, also die Ureinwohner. Nur könnten sich mit dem generischen Maskulinum im Deutschen die Ureinwohnerinnen übergangen fühlen, und die wörtliche sowie geschlechtsneutrale Übersetzung «Eingeborene» gilt heutzutage als geringschätzig. So leisten Korrektheiten aller Art der Denkfaulheit beim «Übersetzen» Vorschub. Daher: Gebt mir eine Pause – im englischen, aber auch im deutschen Sinn, bis mich die Anglizismen das nächste Mal zum Schreiben reizen.

322: Infosperber, 4. 6. 2022

Die geschlechtervereinenden Arbeitgebenden

Neue Arbeit für die Dudenredaktion, nur weiss sie es vielleicht noch nicht: Wenn sie mit der Geschlechtertrennung fertig ist, kommt die Geschlechtervereinigung auf sie zu. Die Trennung, online vermutlich abgeschlossen, ging so: Bei 12'000 Personenbezeichnungen wurde die jeweilige weibliche Form ganz verselbständigt, also von Hinweisen auf die männliche Form befreit. Letztere erhielt eine Definition, die ausschliesslich für Männer gilt. Dabei schob die Redaktion, nachdem sie Kritik geerntet hatte, jedes Mal ein Kästchen ein, wonach zuweilen «Personen aller

Geschlechter» gemeint sein könnten. Das sei aber «sprachlich nicht immer eindeutig» (siehe [Band II](#), Nr. 287 [mit Nachtrag](#)).

Klickt man im Kästchen «Alternativen» an, findet man an erster Stelle die Doppelnennung und Kurzformen – allesamt mit dem «Nachteil, dass sie keine ‹dritte Option› enthalten». Dazu passt die Beobachtung, «dass sich die Variante mit Genderstern in der Schreibpraxis immer mehr durchsetzt», besonders wenn «die Möglichkeit weiterer Kategorien angezeigt werden soll». Ferner erwähnt die Duden-Website die substantivierten Partizipien, die aber nur im Plural «geschlechterneutral» seien, siehe etwa «*der Studierende* und *die Studierende*». Unerwähnt lässt die Redaktion den oft gehörten, etwas besserwisserischen Einwand, die Studierenden studierten nicht ständig, wie es dem Partizip entspräche.

Wie schreib ich's meinem Kinde?

Weil nun auch zusammengesetzte Partizipien zunehmend im Umlauf sind, stellt sich die erwähnte neue Aufgabe: Wie schreibt man die Verben, die da zugrunde liegen müssen? Aufgefallen sind mir in letzter Zeit etwa Schauspielende, Seelsorgende, Freidenkende, Telefonanbietende, Hinweisgebende. Was tue ich da? Ich schauspiele (wie: bauchpinsle) oder ich spiele Schau (wie: fahre Rad) oder ich spiele schau (wie: laufe eis)? Ich seelsorge, freidenke, telefonanbiete, hinweisgebe? Oder für jedes neu supponierte Verb eine eigene Regelung, möglichst logisch und unmissverständlich? Schliesslich denken alle frei oder meinen es wenigstens, ohne unbedingt Freidenker (jedweden Geschlechts) zu sein. Und irgendeinen Hinweis haben alle schon einmal gegeben, ohne gleich Whistleblower (englisch geschlechtsneutral) zu sein.

Da der Duden nach eigenem Anspruch den allgemeinen Sprachgebrauch wiedergibt, wird er um die häufigsten der neu gebildeten Partizipien nicht herumkommen. Aber aus demselben Grund wird er Verben wie «schauspielen» kaum aufnehmen, weil sie

eben nicht in Gebrauch sind. (Wohlbekannt ist «schauspielern», nur findet das besser nicht in einem Theater statt.) Wird z. B. «Seelsorgende» als selbständiges Wort aufgenommen, dann wohl ohne Verweis auf ein Verb «seelsorgen», von dem es ein substantiviertes Partizip Präsens wäre. Bei «Fahrende» sieht der Online-Duden kein Partizip, sondern ein Adjektiv: «fahrend» («nicht sesshaft»). Ein fahrender Eisverkäufer ist aber vermutlich durchaus sesshaft; da muss «fahrend» ein Partizip sein, auch wenn der Mann an den Verkaufspunkten just nicht fährt.

Fährt er für jemand anders, so wirkt die Dudenredaktion sozial-aufklärend, wenn sie das Wort «Arbeitgebende» aufnimmt. Soll man das Ursprungsverb wie «Rad fahren» schreiben, also «Arbeit geben», so zeigt das den Widersinn des Begriffs besonders gut. Die Einsicht wird schier unvermeidlich, dass die «Arbeitgebenden» nicht «Arbeit geben», sondern nur die Gelegenheit dazu. Wer als «Arbeitnehmer» Glace verkauft, gibt ja seine Arbeit der Person oder Firma, die ihn angestellt hat und damit seine Arbeit entgegennimmt. Es braucht keine Revoluzzenden mehr, um darauf hinzuweisen: Hellhörige reichen.

323: Infosperber, 18. 6. 2022

Schreckmümpfeli im Mundart-Schlaraffenland

Ein wahres Schlaraffenland für Mundartfreunde hat sich im Internet aufgetan: www.dialektsyntax.uzh.ch. Die Universität Zürich hat die Resultate eines gross angelegten Forschungsprojekts zum Satzbau im Schweizerdeutschen frei zugänglich gemacht: einen Text- und einen Kartenband als PDF sowie eine interaktive Karte. Mit dieser kann man in den Mundartsätzen stöbern, mit denen rund 3000 Teilnehmende in 383 Ortschaften der ganzen Deutschschweiz auf 118 hochdeutsche Fragen geantwortet haben. Bei 83 davon waren Dialektsätze zur Auswahl vorgegeben, bei den andern galt es, selbständig aus dem Hochdeutschen zu übersetzen.

SADS Online Start Karte Fragebuch Info

AUFGABENTEXT
 Sie müssen an einer Bahnstation ohne Schalter ein Billett kaufen. Vor dem Automaten merken Sie, dass Sie zu wenig Kleingeld haben. Sie sprechen deshalb eine Passantin an:
 Entschuldigung, ich habe zu wenig Kleingeld, um ein Billett zu lösen.

- ... für es Billet z lööse. ●
 Akzeptiert und präferiert ▶
- ... es Billet z lööse. ●
 Akzeptiert und präferiert ▶
- ... zum es Billet lööse. ●
 Akzeptiert und präferiert ▶
- ... zum es Billet z lööse. ●
 Akzeptiert und präferiert ▶
- ... um es Billet (chönne) z lööse. ●
 Akzeptiert und präferiert ▶
- ... für zum es Billet z lööse. ●
 Akzeptiert und präferiert ▶
- ... um es Billet lööse. ●
 Akzeptiert und präferiert ▶
- ... für zum go es Billet lööse. / für zum es Billet go lööse. ●
 Akzeptiert und präferiert ▶

Bottighofen, TG
 ▲ 4/5
 2 |
 2 |

LAUSANNE
 GENEVE

Leaflet | © OpenMapTiles | © OpenStreetMap contributors

Schon das erste Beispiel (siehe Abbildung) hält für mich einen Schock bereit. Der Münzbedarf, «um ein Billett zu lösen», musste mit eigenen Mundartworten wiedergegeben werden. Auf der Resultatkarte lassen sich nun die Antworten lokalisieren, die jeweils einem bestimmten Schema entsprechen. «Für es Billet z lööse», die erste anklickbare Gruppe, produziert eine Fülle grüner Punkte, die aber gegen Osten dünner gesät sind. Die Formulierung mit «für» würde ich in Bern erwarten, selber aber als Ostargauer «zum es Billjee uselaa» sagen. Die Wortwahl tut hier nichts zur Sache, es geht nur um die Konstruktion mit «zum», und die erbringt eine ähnliche Fülle oranger Punkte, womit nun die ganze Deutschschweiz gut abgedeckt und die Welt noch in Ordnung ist.

Zu viel Vielfalt?

Dann aber folgt das Schreckmümpfeli*, denn da steht auch noch «um es Billet (chönne) z lööse». Klickt man das an, so legt sich eine ansehnliche Zahl blauer Punkte über die zuvor gesetzten grünen und orangen. Mit dem Mauszeiger kann man für jede erfasste Ortschaft nachschauen, wie sich dort die Antworten auf

die Schemagruppen verteilen. Ein Blick in den Textband (S. 329) zeigt, dass die hochdeutsch wirkende Konstruktion mit «um» doch nicht so verbreitet ist: «für...z» sagen 1146 Befragte, «zum» 954 und «um...z» 482. Anschaulich wird das im Kartenband (S. 208): Da ist «um...z» als Bruchteil der gesamten Billett-Antworten dargestellt. Weit seltener wurde bei einer Frage nach dem Grund fürs Lichtanzünden «um z läse» angekreuzt; hier war kein Objekt wie Buch oder eben Billett genannt (IV.14).

Frage an die Projektleiterin Elvira Glaser: Springt hier Hochdeutsch in die Mundart über, teilweise begünstigt durch die Aufgabe, einen mit «um ... zu» geschriebenen Satz zu übersetzen? Die emeritierte Zürcher Professorin antwortet so: «Die Entscheidung, ob die Variante einzig auf hochdeutschen Einfluss zurückgeht oder ob es eine dialektale Basis gibt, ist nicht ganz einfach. Alle Varianten sind ja jüngere Entwicklungen (nach dem Mittelhochdeutschen); es ist nicht ganz ausgeschlossen, dass die «um ... zu»-Variante in bestimmten Konstruktionen (mit Objekt) auch in die Mündlichkeit gedrungen ist. Die heutige Verbreitung dürfte schon zu einem grossen Teil dem hochdeutschen Einfluss und in unserem Fall der Vorlage geschuldet sein. Insgesamt handelt es sich bei diesem Phänomen um ein solches, bei dem die angesprochenen Personen meistens ablehnen, so etwas sagen zu können, wenn man sie explizit fragt, es aber im Verlauf des Gesprächs möglicherweise dann doch äussern.»

Dä Maa, mit däm i schwätze

Ein ähnlicher Fall sind die Relativpronomina «der/die/das», die in typischem Schweizerdeutsch durch «wo» ersetzt werden. «Es Auto, woni auch cha zale», wollen beim Autohändler weitaus die meisten Befragten sehen, nur etwa drei Prozent haben den Satz mit «das» angekreuzt (Frage II.20). Doch bei komplizierteren Sätzen holt das Relativpronomen auf: Ein Gesprächspartner wird nur von gut der Hälfte als der bezeichnet, «woni mit em schwätze/ploudere/redu» (II.28; es gab drei Regionalversionen des Fragebogens). Die übrigen Antworten verteilen sich auf «mit dem i

schwätze/...» und «mit dem wo ...». Dazu steht im Textband (S. 351): «Das Auftreten von Relativpronomina wird allgemein standarddeutschem Einfluss zugeschrieben. (...) Einige Autoren (...) weisen jedoch auf deren grundsätzlich älteren Charakter hin, so dass teilweise auch archaischer Gebrauch vorliegen könnte.»

Wär suechsch? Oder wän? Oder wäm?

Auf zwei dieser Autoren, die Berndeutsch-Grammatiker Werner Hodler und Werner Marti, beruft sich auch eine Berner [Seminararbeit](#): «Im Berndeutschen lautet das Interrogativpronomen im Nominativ *wär*, im Akkusativ verhält es sich etwas komplizierter. Sowohl *wär* als auch *wän* sind geläufig. Marti (1985: 106) und Hodler (1969: 262) erwähnen beide *wän* als alte Form, die kaum noch anzutreffen ist. Unsere Beobachtungen geben aber Grund zur Annahme, dass v. a. durch Dialektsprechende mit häufigem Kontakt zum Standarddeutschen *wän* durchaus wieder in den Wortschatz dringt. Eine informelle Umfrage mit 10 Befragten lieferte folgendes Resultat: Je etwa die Hälfte der Befragten braucht aktiv *wär* bzw. *wän*. Ausnahmslos alle bewerten *wär* als korrekt. Die meisten stossen sich nicht an einem *wän*, eine Person reagierte darauf mit Skepsis.»

Unter den Skeptikern wäre bis vor Kurzem auch ich gewesen. Aber dann hörte ich an einer Lesung des Autors Walter Däpp in dessen überaus sattelfestem Berndeutsch: «wän». Und seither bin ich doppelt zurückhaltend, wenn mir etwas als «schlechtes Schweizerdeutsch» vorkommt. Schon fast heimelig finde ich nun in der Dialektsyntax «wän suechsch?», das bei Frage III.2 etwa einen Achtel der «Stimmen» erhielt (weit hinter «wär» mit gut drei Vierteln). Seltsam kommt mir indessen vor, dass im Emmental die Frageform «wäm suechsch» weit überwog. Dort ist offenbar der Dativ auch dem Akkusativ sein Tod.**

* Schreckmümpfeli: So nennt Radio SRF Grusel-Kurzgeschichten.

** vgl. Bastian Sick: Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod (6 Bde.)

324: Infosperber, 2. 7. 2022

Im Korsett der Korrektheit

«Gendern gibt es im ganzen Band nicht, und auch bei der Rede von ‹farbigen Menschen› stockt der Atem.» Das stand in einer Besprechung von Peter Fahrs Essayband «Der Atem der Worte» und gehörte offenbar zur «Zumutung», als welche die Rezensentin die Lektüre erfahren hatte. Sie stellt, nicht als Einzige, sogar an literarische Texte den Anspruch gesellschaftlicher Korrektheit. Die Liste der geforderten Rücksichten auf bestimmte Gruppen wird zusehends länger. Wer schreibt, kann darauf beruhende Kritik entweder hinnehmen oder aber so weit darauf eingehen, wie es das eigene Sprachgewissen zulässt.

Wer akzeptiert, dass Personenbezeichnungen im Maskulinum nur noch für Männer gelten sollen, hat viele Möglichkeiten, ein beliebiges Geschlecht zu meinen: Doppelnennungen, Wörter im Neutrum, Sternchen und dergleichen. Egal, wie tief man in diesen Werkzeugkasten greift: Es wird einigen sprachlich missfallen und anderen inhaltlich, vielleicht weil sie sich immer noch übergangen fühlen. Ähnliche Gefahr läuft, wer ‹farbige Menschen› durch das praktisch gleichbedeutende neudeutsche «People of Color» ersetzt. Sollte dereinst ein anderer Ausdruck als noch korrekter gelten, so müssten die Texte rückwirkend geändert werden. Aber selbst damit dürfte die Diskriminierung aufgrund der Hautfarbe nicht verschwinden. Auch mit der gerade als korrekt geltenden Bezeichnung kann man Gemeinheiten sagen, und das ist weit schlimmer, als in einer an sich respektvollen Aussage ein verpöntes Wort zu verwenden.

Xier, das sind jetzt wir hier

Dass auch beim Gendern längst noch nicht alle Varianten erschlossen sind, zeigt sich neuerdings bei den Pronomen. So heisst es auf dem Instagram-Kanal [Srfwemyselfandwhy](#) von SRF: «Nicht jede als Mann gelesene Person ist ein ‹er›», dito bei Frau/sie. Deshalb gebe es nun auf Deutsch «Neopronomen»:

«they», «hen» und «xier». Der Plural aus dem Englischen wird dort im Alltag auch als neutraler Singular verwendet, «hen» wurde im Schwedischen eigens erfunden und «xier» soll die deutsche Entsprechung sein. «Es» kommt bei den Ratschlägen nicht vor, vielleicht weil allzu geschlechtslos.

Xier müsse halt beim Kennenlernen sagen, oder man müsse xien fragen, wie xies Pronomen lauten sollte, empfiehlt Srfwemyselbandwhy. Entsprechend gilt beim «unkommerziellen Kultur- und Begegnungsraum Zentralwäscherei» in Zürich die Hausregel, sich mit Namen und Pronomen vorzustellen. Die aus dem Englischen übernommene Regel erübrigt sich im Schweizerdeutschen, ausser wenn «der Urs», «d Eva» oder «s Dominique» ein Fürwort wünscht, das vom Artikel abweicht. Hauptsache, man beherzigt das letzte der Zentralwäscherei-Gebote: «Wer sich sexistisch, rassistisch, homophob, ableistisch oder sonst wie menschenfeindlich verhält, fliegt raus.»

Verstehen Sie «ableistisch»?

Ableistisch? Hat tatsächlich, aber nur zufällig etwas mit der Leistungsfähigkeit zu tun, denn es kommt vom englischen «able» (fähig) und bedeutet die Diskriminierung von «disabled» Menschen – also solchen, denen bestimmte Fähigkeiten fehlen. Im Englischen ist allerdings «disabled» heute ähnlich umstritten wie im Deutschen die Bezeichnung «Behinderte». Ableismus könnte ein weiterer Kandidat für die Ausweitung der Antirassismus-Strafnorm werden. Als möglicher Anlass für strafbare Diskriminierung ist dort zuletzt die sexuelle Orientierung aufgenommen worden.

Jetzt will eine Kommission des Nationalrats das Geschlecht als schutzwürdige Eigenschaft hinzufügen. Statt den Katalog ständig zu erweitern, könnte man indes den Gesetzesartikel einer Zentralwäsche unterziehen und einfach «menschenfeindliches Verhalten» ächten. Was das bedeutet, müsste menschenfreundlich definiert werden. Nach der letzten Volksabstimmung habe ich [vorgeschlagen](#), pauschal mit Strafe zu bedrohen, «wer öffentlich

gegen eine oder mehrere Personen wegen einer angeblichen oder tatsächlichen Gruppenzugehörigkeit oder -eigenschaft zu Hass oder zu Diskriminierung aufruft». Wxier sagt's griffiger?

325: Infosperber, 16. 7. 2022

Selbsternannte Prügelknaben und Lachnummern

«Gegenüber der BBC erklärte der selbsternannte ‹Hypochonder›, er hoffe, hier der Corona-Pandemie zu entkommen.» Hat sich der Popstar Robbie Williams wirklich zum Hypochonder ernannt, wie es diese Bildschirm-Meldung aus dem Berner Oberland behauptete – und kann man das überhaupt tun? Hypochondrie wird einem ja durch Diagnose attestiert, nicht durch Ernennung. Und wenn sich jemand selber als Hypochonder bezeichnet, steht man vor dem Kreter-Paradox, das die Bibel aus der Antike überliefert: «Die Kreter sind Lügner», habe einer von ihnen gesagt. Hat er dabei gelogen? Und bildet sich Williams nur ein, er bilde sich – hypochondrisch eben – Krankheiten ein, darunter die Hypochondrie?

Dieses Rätsel bleibt ungelöst, wenn man das englische Original der Meldung nachschaut, aber immerhin löst sich dann die «Selbsternennung» auf: Von «self-proclaimed hypochondriac» ist da die Rede. Damit ist nicht unbedingt eine Ernennungspose verbunden, Williams kann sich auch einfach als Hypochonder bezeichnet haben. Man könnte von «selbsterklärt» reden, geriete dann aber in Konflikt mit «selbsterklärend», wo es um etwas anderes geht: Selbsterklärendes braucht keine weiteren Erklärungen, wogegen beim Selbsterklären jemand über sich selbst eine Erklärung abgibt. Der Sänger ist also nach eigenem Bekunden ein Hypochonder.

Wer ernennt sich zur Mafia?

Wenn Medien von «selbsternannt» reden, meinen sie oft etwas Anrühiges oder aber Überhebliches. Eine Stichprobe in der

Datenbank SMD fördert zutage: Wunderheiler, Meinungsmafia, Wellness-Guru, Heiland, Sprachpolizei. Da ist sehr zweifelhaft, ob sich die Betroffenen wirklich so bezeichnet haben; Belege gibt es selten. Manchmal muss man sich auch fragen, wer denn diese Selbsternennung vollzogen habe; einmal soll es die «gehobene Mittelschicht» gewesen sein. Oder es geht um etwas, das gar kein Selbst haben kann: Lebenswerk, Ziel. Das eine hatte eine Wirtin, das andere eine Sportlerin genannt, ohne Ernennung. Immerhin: Geredet haben sie selbst.

Nach der Rechtschreibreform von 1996 war man ein Jahrzehnt lang gehalten, «selbst ernannt» in zwei Wörtern zu schreiben – entgegen der damals eingeführten Regel, zusammenzuschreiben, wenn etwas eingespart worden ist. Genau das ist hier der Fall: Angeblich ist ja Robbie W. ein «von sich selbst ernannter» Hypochonder, auch wenn man «von sich» weglässt. Seit der Revision der Reform ist die neue, getrennte Schreibweise fakultativ. Mit «selbsternannt» kann man nun der erwähnten Einsparungsregel gehorchen, nur gibt es die gar nicht mehr. Daher schlage ich eine neue Regel vor, nicht fürs Schreiben, sondern fürs Hören und Lesen: misstrauisch sein, wenn man «selbsternannt» antrifft.

Die fremdernannten Volksrepubliken

Fast immer ist das Wort abschätzig gemeint, selbst wenn ein echtes Zitat vorliegt – wie bei einem anderen Sänger, Jürgen Drews, dem «König von Mallorca». Und sogar wenn mit «selbsternannt» eine Distanzierung angestrebt wird, kann eine unbeabsichtigte Anerkennung herauskommen. So ist immer wieder von den «selbsternannten Volksrepubliken Donezk und Lugansk» die Rede – als hätten sich die bestehenden ukrainischen Regionen in Volksrepubliken umbenannt. Dabei taten das die Separatisten und ihre Moskauer Hintermänner. Wer statt russisch «Lugansk» ukrainisch «Volksrepublik Luhansk» schreibt, macht die Sache nur noch schlimmer, mit oder ohne «selbsternannt».

(siehe auch [«Sprachlupe» 177](#) im [Band II](#))

326: Infosperber, 30. 7. 2022

Na dann Prost und guten Appetit!

«Die Einfuhr von zusätzlichen 20'000 Tonnen Speisekartoffeln sowie 20'000 Tonnen *Veredelungskartoffeln*» habe der Bund bewilligt – diese Meldung liess mir im Frühjahr das Wasser im Mund zusammenlaufen. Hatte ich mich bisher schon gern an Speisekartoffeln gütlich getan, so lockte nun die Aussicht, veredelte Sorten zu geniessen. Wie man Obstbäume, Reben oder Rosenstöcke veredelt, so stellte ich mir vor, habe man nun auch einen Weg gefunden, den Kartoffelpflanzen edlere Triebe aufzupfropfen. Aber wie sollte das gehen, Pflanze für Pflanze und erst noch unterirdisch?

Noch skeptischer wurde ich, als sich herausstellte, dass aus derlei Veredelungskartoffeln Pommes frites oder Chips entstehen – wäre doch schade um mühsam gewonnene Edelknollen. Da dämmerte mir, dass der Name wohl gerade nicht auf adlige Qualität hindeutet, sondern im Gegenteil darauf, dass diese Gewächse der Veredelung bedürfen. Oder beweisen sie vielleicht doch schon herausragende Qualitäten, indem sie die industriellen Strapazen aushalten? Letzte, beruhigende Klarheit bringt ein Internet-Besuch bei der Branchenorganisation Swissspatat: Teurer, ergo marktwirtschaftlich gesehen edler, sind die Speisekartoffeln. Die andern werden auch, und schon viel länger, unter dem unedlen Namen Industriekartoffeln gehandelt.

Abfall im Regal

Verspeisen kann man sie auch dann, wenn man sie auf dem heimischen Herd veredelt. Sogar gänzlich unveredelt lassen sich, ich hab's getan, *Foodwaste-Orangen* verzehren. Unter diesem unappetitlichen Namen bot, freilich nur einmal, meine Migros die gleichfarbigen Früchte an. Sie lagen appetitlich da und hatten offenkundig das Schicksal noch nicht erlitten, Foodwaste zu sein, also vergeudete Lebensmittel. Vielmehr sollte ihnen dieses Los eben gerade erspart bleiben, der Name mithin ans Gewissen ap-

pellieren, das die laufende Kampagne gegen Foodwaste hoffentlich geweckt hatte. Jedenfalls nehme ich nicht an, man habe mich zum Kauf animieren wollen, damit ich auch einmal etwas Essbares wegwerfen könne.

Es war nicht einmal nötig, die Orangen zu *Direktsaft* zu pressen. Wer nicht selber presst, aber ein ähnliches Getränk kaufen will, muss im Kleingedruckten auf das befremdliche Wörtchen achten. Denn wenn in einer Flasche «100 Prozent Fruchtsaft» steckt, kann es immer noch sein, dass dieser aus Konzentrat wiedergewonnen ist. Dann kommt der Wasseranteil vorwiegend aus der Röhre, nicht aus der Frucht. Davor schützt man sich nur, indem man Direktsaft kauft – oder macht.

Terrestrische Entfluchtung

Hat man mit Selbstveredelung (nicht seiner selbst, nur der Früchte) genug gespart, so lockt vielleicht der Besuch im *terrestrischen Casino*. Für eines im Weltraum wird der Sparbatzen ja nicht gerade reichen. Auf dem Boden zu bleiben, will uns die Branche freilich auch nicht nahelegen. Vielmehr geht es da um eine Spielbank, zu der man sich in Person hinbegeben muss, statt nur am häuslichen Bildschirm mitzuzocken. Hat man – so oder so – nicht alles verspielt, darf man sich einen *Sparklassenwechsel* gönnen. Damit gelangt man leider nicht in eine höhere Sparklasse, sondern nur für einen Tag zum Sondertarif in die erste Klasse bei den SBB. Fahren Sie so im August ans Eidgenössische Schwingfest in Pratteln, dann gibt es dort hoffentlich keinen Alarm mit Räumung des Areals: Das wäre offiziell eine *Entfluchtung*.

327: Infosperber, 13. 8. 2022

Diese Gerechtigkeit hat seinen Preis

Wer hätte das gedacht: Das generische Maskulinum breitet sich aus. Also der Sprachgebrauch, grammatikalisch männliche Formen zu verwenden, wenn Personen beliebigen Geschlechts gemeint sind. Da weibl'n Verfechter einer sprachlichen Geschlechtergerechtigkeit seit Jahrzehnten und mit zunehmendem Erfolg dafür, immer auch die weibliche Form zu nennen, wenn weibliche Wesen ebenfalls betroffen sind. Und nun das: Sie müssen einen Rückschlag verzeichnen, wenn sie genau hinschauen. Nicht etwa wegen einer Gegenkampagne von Sprachmachos legt das Maskulinum zu, sondern wahrscheinlich aus Gedankenlosigkeit.

Die Erscheinung betrifft nicht die ganze «Front» der als ungerecht empfundenen Maskulina: All die Personenbezeichnungen, die von einer Tätigkeit abgeleitet auf «-er» enden, werden emsig mit «-innen» ergänzt, um dem damit markierten Geschlecht Sichtbarkeit zu verschaffen. Aber ausgerechnet dort, wo die weiblichen Formen eigenständig sind, also nicht mittels Anhängsel geschaffen, ausgerechnet dort geschieht ihnen Unrecht: beim Pronomen sein/ihr. Einige neuere Beispiele aus der Presse: Wo ein Mikrofon ist, macht Michael Fehr Kunst, die seinesgleichen sucht. – Eine möglichst artgerechte Haltung hat seinen Preis. – Im Dienste seiner Majestät, der britischen Königin ... – Seinen Anfang nimmt die Geschichte im Herbst 2021. – Seinen Weg an die Öffentlichkeit findet diese Information aber erst letzte Woche. Überall sollte «ihr» statt «sein» stehen, und fast überall hatten, nebenbei gesagt, Autorinnen geschrieben.

Versehen oder Sprachwandel?

Was geht hier vor? Vielleicht hat man sich beim Schreiben einfach nicht überlegt, worauf sich «sein» jeweils bezieht, also: Kunst, Haltung, Geschichte, Information, Königin. Vielleicht aber ist in einigen Fällen eine durchaus gängige Sprachentwicklung am Werk: Ein Ausdruck erstarrt zur festen Wendung, hier etwa: sei-

nen Preis haben, seinen Anfang nehmen, seinen Weg finden. Dass man in solchen Fällen zuweilen «sein» schreibt, ohne aufs Geschlecht des jeweiligen Worts Rücksicht zu nehmen, fiel schon vor Jahren einer aufmerksamen Korrektorin auf. Sie war es, die mich darauf hinwies und auch bereits vermutete, die Ausdrücke seien am Erstarren.

Aus sprachfeministischer Sicht wäre es also höchste Zeit, sich in diesem Fall für grammatikalische Korrektheit zu wehren und darauf zu beharren, dass auch von einem Mann gemachte Kunst nicht seinesgleichen sucht, sondern ihresgleichen, und dass man der Königin gibt, was ihrer Majestät gebührt. Das wäre jedenfalls sinnvoller, als mit weiblichen Wortformen ein Eigentor zu schiessen wie in folgendem Fall.

Eigentore mit und ohne Sport

Da wurde der spanischen Wirtschaftsministerin die Befürchtung in den Mund gelegt, «ein Anspruch auf zusätzliche Krankentage könnte Frauen bei der Jobsuche benachteiligen, weil Chefinnen eher einen Mann einstellen könnten, in der Hoffnung, dass bei ihm das Risiko für mögliche Fehltage geringer ist». Wahrscheinlich ist hier «jefes» übereifrig feminin übersetzt worden: Die Ministerin wird ja den Chefinnen kaum unterstellt haben, Frauen schlechter zu behandeln, als es Chefs tun.

A propos Eigentor: Zu Recht ist ausgiebig über die Fussball-Europameisterschaft der Frauen berichtet worden, und zu Recht stiess dabei die Etikette «Frauenfussball» auf Kritik. Meines Laienwissens gelten dort genau dieselben Regeln, wie wenn Männerfüsse den Ball treten, es gibt also nur die eine Sportart «Fussball». Schon eher könnte man von «Fraueneishockey» reden, nur geschieht dies weniger. Dabei sieht dort das Sportgeschehen ganz anders aus als bei den Männern, denn die Spielerinnen knallen einander nicht in die Bande, und so kann man auch als Laie einem flüssigen Spiel folgen, ohne sich über Knochen- und Unterbrüche zu ärgern.

Anhang 1: Als der Bildschirm aufs Pult kam



Sondernummer, Dienstag, 25. August 1987

Der Bund 11

Färbt der Computer auf Texte ab?

dg. Vor einem leeren Blatt Papier sass ich jeweils viel länger, als ich es jetzt vor einem leeren Bildschirm aushalte. Das hängt nicht nur damit zusammen, dass Papier einen angenehmeren Anblick bietet, und ich hoffe, es komme auch nicht davon, dass ich mir das Denken vor dem Schreiben abgewöhnt hätte.

Aber verändert hat die Elektronik den Schreibvorgang schon. Nicht bei allen Bildschirmenschreibern und -schreiberinnen geschieht dies in gleichem Mass und in gleicher Weise; hier wird eine persönliche Erfahrung wiedergegeben, ausgehend von jenen technischen Möglichkeiten, welche ein Bildschirmgerät von gewöhnlichem Schreibwerkzeug unterscheidet.

Texte erarbeiten

Jene Eigenschaft der elektronischen Textverarbeitung – besser Texterarbeitung – die sich am tiefsten auf das Schreibverhalten auswirkt, ist ihre Dynamik: Alle Entwürfe, Einwurfe, Auswürfe verschmelzen augenblicklich wenn nicht zum grossen Wurf, so doch zu einem sauberen «Manuskript», welches geduldig der weiteren Bearbeitung harret. Manchmal harret es bei Anfängern auch nicht, sondern verschwindet wegen einer Fehlmanipulation spurlos. . . .

Papier sei geduldig, sagt man: Aber es will mit Tippex, Schere, Kleister gearbeitet sein, wenn aus einem nicht ganz ordentlichen Gedankenfluss zuletzt doch ein wohlgeordnetes Schriftstück entstehen soll. Anders am Bildschirm: Unbekümmert ums endgültige Aussehen des Texts nimmst du einen Gedanken auf, spinnst ihn schreibend weiter, fügst an ein Stichwörtchen nächsten Themenkreis an. Scheint dir später eine andere Reihenfolgesinnvoller, so stellst du die Absätze um, schreibst die Übergänge neu, merzest wüste Wortwiederholungen aus. Zögerst du zwischen zwei Fassungen, so lässt du beide stehen, bis du im weiteren Zusammenhang deine Auswahl treffen kannst.

Versuchung der Technik

Die technischen Handgriffe sind rasch gelernt, die es braucht, um an eine beliebige Stelle des Texts zu kommen, dort etwas einzufügen, zu überschreiben oder zu löschen. Wer mag, nutzt auch die Finessen des Satzsystems, lässt einen falsch geschriebenen Namen automatisch überall korrigieren oder trennt den Bildschirm in zwei Hälften, um aus einer beiseitegelegten Fassung des Texts Passagen in die neue überzuführen.

Das Spiel mit den technischen Möglichkeiten darf aber nicht Selbstzweck bleiben: es mag etwas Disziplin brauchen, das Ziel nicht aus den Augen zu verlieren: einen Artikel, der existiert.

Die Versuchung ist da, aus der äusserlichen Sauberkeit des Bildschirmmanuskripts vorzeitig zu schliessen, es sei auch inhaltlich schon bereinigt. Ein bewährter Test dafür, ob ein Schreiberguss gedanklich schlüssig und sprachlich sauber formuliert sei, ist das Gegenlesen durch eine Kollegin oder einen Kollegen – habe man nun am Bildschirm geschrieben oder auf Papier. Einen Unterschied sollte man letztlich nicht mehr bemerken. . . .

Elektronik unterwegs

Eindeutig aber ist der Zeitgewinn, wenn's drauf ankommt. Ein Sportreporter zum Beispiel nimmt einen «Tandy 200» mit an den Match. Dieser Kleincomputer hat in einer Mappe Platz: sein Deckel enthält einen Bildschirm, der 16 Zeilen Text aufs Mal zeigt. Der Bericht kann während des Matches – oder auch während einer Parlamentsdebatte – lautlos geschrieben werden. Anschliessend wird er über eine Telefonleitung übermittelt, und schon ist er auf den Redaktionsbildschirmen zur Bearbeitung bereit, um dann druckreif belichtet zu werden. Jedes Abschreiben entfällt. Auch Korrespondenten im In- und Ausland arbeiten mit solchen Geräten.

Dies bedeutet nicht nur Zeitgewinn, sondern auch für die Mitarbeiterin und den Mitarbeiter auf Aussenposten die Möglichkeit, von den Vorteilen der elektronischen Textverarbeitung zu profitieren. Energie, die bisher ins Erstellen sauberer Manuskripte, ins Diktieren oder ins Stanzen von Textstreifen gelegt wurde, kann jetzt journalistisch genutzt werden.

Arbeit weggenommen

Dass sich der Journalist so ganz nebenbei auch als Setzer betätigt, ist von ihm aus gesehen ein Nebeneffekt, in der Betriebsrechnung des Verlags eine dringend notwendige Ersparnis – und für bisherige Setzer und Texterfasserinnen eine Existenzfrage.

Diese muss ernst genommen, kann aber nicht durch Beibehaltung von Arbeitsgängen gelöst werden, welche der technische Fortschritt überflüssig gemacht hat.

Die bisherige Erfahrung hat gezeigt, dass gelernte Berufsleute durch Umschulung weitgehend in neuen, verwandten Aufgaben eingesetzt werden können. Reine Hilfsarbeiten wie eben das Abschreiben von Texten entfallen dagegen immer mehr (wer etwa Börsenkurse zu setzen hatte, bevor auch sie elektronisch angeliefert wurden, wird dieser Tätigkeit kaum nachtrauern, falls er andere Arbeit hat). Der Abbau der reinen Texterfassung konnte, da es sich vielfach um Teilzeitarbeit handelte, flexibel erfolgen – aber die Tatsache, dass hier «Arbeit verloren ging», lässt sich nicht leugnen.